

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 21. Dezember 1932

Nummer 87

Lichter auf der Bar.

Eine Christnachtsgeschichte von der See,
erzählt von Werner Krüger-Hamburg.

„Rein! Nie wieder!“
Hinnerk Claassen hobte Gestalt straffte sich. Schwer fiel seine Faust auf den eigenen Tisch.
Der über ihm saß, Klaus Wittbohm, lachte frech mit brennendem roten Bart: „Ach so! Du bist ja der reiche Mann, Hinnerk! Das hat' ich beinahe vergessen.“
„Arm bin ich. Schade! Aber fahren — nie wieder! Denkst Du nicht daran, Du Bump, daß die Bart immer noch ihren Namen trägt! Ihren Namen: Antje Claassen! Das genügt!“
Der rothaarige Klaus Wittbohm grinste wieder: „Nann man umlaufen! Ein Kübel rote Farbe! Einfach!“
Claassen wandte sich ab. Ging zum Fenster und starrte hinaus. Unten tobte die Brandung. Die beiden Männer saßen im kleinen Wohnzimmerchen des Leuchtturms, weit draußen auf Götter-Odder, südlich von Sylt, westlich von Föhr. Und es weihnachtete gerade. In der Luft lag der herb in die Nase frische Wind, der die großen, tanzenen Flocken brachte. Und die Sterne wurden langsam matt und unsichtbar im heraufsteigenden Nebel.
Hinter dem Schiffer stand der grinsende Wittbohm, die kalte Pfeife zwischen den Zähnen. „Du brauchst nicht zu fahren, Hinnerk! Wir lassen die Bart mit dem Sprit auflaufen. Jemandem an der jüdischen Schür. Dann ist das vorbei. Steht freilich der Name am Bug, und in der Kombüse liegt das Buch mit Deiner Schrift. Offentlich dreht sich die Antje Claassen nicht im Grabe herum, wenn die Dänen auf der Antje Claassen den schönen goldfarbenen Sprit finden. Und Deine Deern wird dann wohl auch nicht mehr — Ja! Sphm! Ist doch 'ne tolle Zeit, nicht, Hinnerk?“
Langsam, als hätte er Schmerzen, wandte sich Claassen um. „Bartel auf mich! Kurz vor Mitternacht komme ich“, sagte er müde. Seine Stimme klang hohl von den Wänden wieder.
Wittbohm nickte eifrig, ergriff den Helm und lief hinaus. Er wollte nicht warten, bis der Rümpfen anderen Sinnes wurde.
Als Hinnerk Claassen über die Schwelle trat, die dieses Zimmer von dem etwas höher gelegenen Refektorienraum trennte, sah er in die aufmerksame auf sich gerichteten Augen seines Vaters. „Es war nichts, Vater“, sagte er müde und strich mit der Hand über die Augen. „Ein alter Kamerad vom Elagerrant. Wir wollen trinken gehen heute in Hufum.“
Der Alte schweig und griff wieder zu seinen Büchern. Als die Dithmarscher wider den Dänenkönig zogen“, las er halblaut, mit nachschallenden Lippen, „war über kurzem ein grüner Winter hereingebrochen. Die Vögel starben in der Luft, und auf des Amtesmarines Boden tatste eine Ru.“
Der Schiffer ging auf die Plattform hinaus. Unten brüllte der blaue Föhn. Und hier oben, dicht vor ihm, stand der große Refektorium mit behäutet durch den Raum schwingendem Sonnen das Licht aus, das mit überlebenden großen Armen die Fingernisse packte, den Nebel zerriß, hinausleitete, wohin — ja, wohin?
Die Stirn des Mannes fiel auf das kalte reißschwebende Metall. Seine Ohren saßen. Er wandte sich zurück. „Weinst Du, Vater, daß sie wiederkehren, die Toten, einmal, daß sie auf uns niederzutauchen?“
Der Alte fuhr gedankenvoll durch seinen Bart. „Die Semm, Junge, Deine Mutter —, die ist Nacht für Nacht bei mir — Junge, das weißt Du doch, hab' ich Dir doch erzählt. Die Toten sind bei uns, das ist gewiß — aber Du mußt fest daran glauben, Junge.“
Da ging Hinnerk Claassen still hinaus.
Auf der hohen steilen Wendeltreppe schrak er zusammen, wurde blaß und lebte sich gegen die Wand. Eine kleine, weiche Hand kramte sich in seinen Arm.
Er machte sich langsam los. „Ach, Du bist ja auch noch da, Antje!“ sagte er leise und fast enttäuscht.
Da ließ die kleine vierjährige Deern den Flackkopf sinken. Er hob sie fast auf sich vorbei und ging weiter, ohne sich umzusehen. „Bart!“ Da wandte er halb den Kopf.
„Bart!“ Du kommst doch heute nacht nach Haus? Du kommst doch? Du weißt doch, heut' kommt das Christkind!“
Hinnerk Claassen schüttelte den Kopf. „Rein, Deern, ich bin auf der See. Geh' zeitig zu Bett! Morgen früh, da wird Dir das Christkind wohl etwas bringen.“
Ihre Augen wurden groß. Tränen stiegen langsam darin auf und schillerten wie große bunte Äuglein. „Werden — wir — keinen Christbaum — keinen Christbaum haben, Bart? Wie müßt ihr noch gemacht hat — vor einem Jahr — so einen großen, dicken grünen mit so vielen strahlenden Lichtern?“
Claassen wollte einen Augenblick. Dann stieß er das Mädchen zurück. „Rein! Wir werden keinen haben“, sagte er schroff und ließ die Treppe hinunter. Unten legte er die Hand über die Augen.
Auf der Treppe aber sah ein kleines dümmes Mädchen, das war so mutterseelenallein auf der Welt und wußte sich nicht anders zu helfen, es weinte. — still und tapfer nur ganz leise — aber die Tränen tollerten...
In der dunklen, geheimnisvollen Nacht, wenn die Lichter verloschen sind, dann werden die Gegenstände im Raum zu lebendigen Wesen. Die Dunkelheit schwingt mit unsichtbaren Flügeln, immer stärker, immer schneller, daß Dir zum Schluß die Ohren brausen.
Die kleine Antje lag im Bettchen und hörte alles genau. Und auch ihre Ohrschen brausen zum Schluß, daß sie die Finger hineinsteckte. Als gar nichts mehr helfen wollte, da stand sie auf, zog sich an und wuschte hinaus.
Vor der Tür sah die Antje, die große Kiste, und war schrecklich erschrocken, als das kleine Fräulein so nachwandelnd in die Erscheinung trat.
Die schlafgähne Antje schlang die Arme um das weiche schwarze Fell der großen Kiste: „Musch! Das ist nun so. Eich mal: Die Mutti ist beim lieben Gott. Aber Bart —! Eich Musch! Du hast das doch sicher auch schon gemerkt, er hätte ganz gern einen Baum und Lichter und würde sich freuen, wenn das Christkind käme. Aber keine Mutti ist da und so — ärgert er sich — und na ja, da muß doch wohl Mutti's Tochter mal ein bißchen daran denken. Was meinst Du, Musch?“
Die Kiste schraubte das schwarze Fell, daß die Fingern in der Dunkelheit hoben, und schnürte ein vorstichtiges „Ja!“ Aber sie wogte mit dem Kopf. Ei, ei, kleines Fräulein, wenn das alles so einfach wäre!
Da aber war die Antje schon weggeglitten, holte Kerzen und Streichhölzer, kletterte auf den Stuhl und holte den Adventskranz herunter. Dann rief sie die Tür auf. Bums! — war es draußen.
Lieber Himmel, wie stürmisch und kalt! Und wahrscheinlich fuhr Bart schon längst auf hoher See, und die Bart war nicht mehr da.

Begegnung unter dem Weihnachtsstern / Skizze von Frida Schanz

Weihnachten! Tiefere Innigkeit, wärmeres Glück, empfinden für alle, die einander angehören. Für alle Einsamen herbe, trostlose Traurigkeit!
Regine hatte dieses Gluck, dieses bittersüße Weihnachtsalleinsein, schon dreimal erlebt und tapfer überstanden. Diesmal schnürte ihr jedoch der Gedanke an Weihnachten schon im Voraus das Herz unenträglich zusammen. Und wie noch in diesem Jahr wußte sie alle glückliche Stunden als Verlobte verbracht. Es wollte alles wenig helfen in diesem Jahr. Das Erschrecken, das sie durchlitten hatte, als sie Wendelin wieder sah, wirkte noch zu stark in ihr. Wendelin war von seiner dreijährigen Forschungsreise heimgekehrt. In der Nähe des Vorstadthauschens seiner Mutter hatte sie ihn getroffen, wo sie beide einst so viele glückliche Stunden als Verlobte verbracht hatten. Wie entsetzt starrte sie einander in die Augen. Fremd gingen sie dann an einander vorbei.
Trotz der Kluft, die zwischen ihnen lag und die in drei Jahren kein Wort, kein Gruß überbrückte, — noch immer Mann und Frau! Ob er auch gegen die andere geschwiegen hatte, gegen diese schöne, zärtliche Götze?
In ein ruhiges, ernsthaftes Gespräch war die Liebe des Mannes zu diesem verführerisch-reizvollen Weltkind mit elementarer Empfindungsgehalt sich eingebrochen. Regine sah, als ihr die Augen aufgingen, in ein kaum zu löschendes Flammenmeer.
„Es muß zu Ende sein. Es wird bezwungen werden“, hatte Wendelin in einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung der bis ins Blut verletzten Frau fest gelobt. „Habe Geduld mit mir, eine Weile Geduld! Ich an meiner Seite!“
Unter einer Bedingung, gestand Regine zu, daß das Verhältnis nicht, ihr in dieser Stunde schonungslos mitteilt, daß Du sie nicht mehr als Geliebte wieder sehen wirst.“
Ausgeschlossen, es kann nur beifällig geschehen, ohne grauam zu verletzen. Du kennst mich, Du weißt, daß Du meinem Wort vertrauen kannst.“
Regine wollte nichts von Aufschub wissen. Wie zwei unversöhnliche Gegner standen sich die beiden Menschen, die sich vier Jahre ernt und acht geliebt hatten, gegenüber. Es kam im leidenschaftlich gestiegenen Streit zum völligen Bruch; um der Welt willen, nicht zur Scheidung. Die Aufforderung, sich einer großen Forschungsreise nach Südostasien anzuschließen, gab dem geschiedenen Geliebten Gelegenheit, still und für lange aus dem Gesichtskreis der Frau, die seine Frau nicht mehr sein wollte, zu verschwinden, sein Herz von der anderen leicht und unauffällig zu lösen.
In charaktervoller Selbstständigkeit hatte Regine über viel Herbitzen hinweg im Laufe dreier Jahre Trost und Haltung gesucht. Die Bibliothekarinne hatte wiederzugewinnen, aus der sie ihre Heimat fernzeit herausgehoben, war ihr nicht schwer gewesen. Unangetastet blieb das Geld, das Wendelin bei ihrer Bank für sie einlegte. Arbeit und wieder Arbeit, das wußte sie, würde sie nicht mehr als die Frau mit Bekannten aus früherer Zeit haben das Leben der Frau ausgefüllt. Weist behagte die Dörte, die sie sich selbst

zugefügt, sogar ihrem stolzen Sinn. Nur wehe, wenn unter dem gewaltigen Gefühl das andere hie und da erwachte: Liebe, kinderheißes Wehgefühl um verlorenes Glück.
Drei Jahre lang hatte sie solche Anfälle immer wieder bezwungen, der Sorge und Sehnsucht, die dem Gatten in die ferne unbekannte Welt nachzulaufen wollten, immer wieder Halt geboten. Wäre die weitere räumliche Ferne nur ihre Hilfe geblieben! Hätte sie Wendelin nicht wiedergesehen! Sie wurde sein Bild nicht los. Gequält, erschüttert stellte sie es sich immer wieder vor. Der blühende, gesunde, jugendlich kräftige Mensch, der ihr Gatte gewesen, war ein anderer geworden. Unverkennbar sprachen Anstrengung und Abspannung aus seiner geredeten, schmal gewordenen Gestalt, aus seinen scharf geprägten Zügen. Von glücklichen Erfolgen seiner Forschungen hatten die Zeitungen viel gesprochen. Wie ein Glücklicher sah der Gelehrte jedoch nicht aus.
Mit spigen Zähnen, wie ein Mäulein nagt, begann es unter der stolzen Burg, die das Selbstgefühl in Regine gebaut, zu nagen: „Habe ich recht getan? Warum säumte ich, als wir uns trafen? Wäre ich auf ihn zugegangen, hätte in der Wallung, die im ersten Augenblick in mir aufstieg, seine Hand ergriffen.“
Die alte Kälte kam dann wieder über sie. War „sie“ die Ursache seiner Traurigkeit? War „sie“ es, an der er immer noch litt?
Voll unangenehmer Sehnsucht, ihn einmal wiederzusehen, stellte Regine sich seine veränderten Züge vor. Sie sah ihn wieder. Sie sah zu gleicher Zeit auch die Frau. Im Vorraum eines Konjunktals war es, in der Erwartung Bach'scher Weihnachtsmusik, zwei Tage vor dem Feste. Die beiden, die sich augenscheinlich eben erst wieder begegnet waren und miteinander sprachen, gewahrten Regine und ihre beobachtenden Blicke nicht.
In Ruhe und Frieden, gleichsam lieblich aufsteigender Erinnerung lausend, saßen sie einander an. Wie durch ein scharfes Glas schauend, stellte Regine fest: Von dem Fieber ihrer Liebe ist nichts mehr da, der Rausch ist aus... Ohne die Bachnoten anzuhören, ohne in den Konjunktal einzutreten, ging Regine nach Haus.
Abendklingen im eigenen Herzen lauschte sie. Es war Abend — Weihnachten vor der Tür! Moll Weihnachtslieder war die Lust. Und sie? Wollte auch ihr Weihnachtsabend etwas bringen? Forderte das Fest nicht vielmehr etwas von ihr? Sie konnte sich die Frage nicht beantworten. Die widerstrebenden Gefühle schüttelten sie hin und her.
Aber als die Weihnachtsgedanken in jantündler Bläue auf die Gassen voll spätem Christmarktreden herüberfielen, war es in Regine klar. Sie wollte einen Christbaum haben, etwas bescheiden, in aller Demut und Bescheidenheit etwas erbiten. Ein schwerer Weg war es. Seit ihrer Trennung von Wendelin hatte sie nicht mehr an der Hausstir ihrer Schwiegermutter, die sie tief gegen sich erzürnt wußte, geklopft. Heute abend trieb sie die stärkste

Verzweiflung zu Mutter und Sohn. Vom kleinen Bahnhof trug sie ihren sorglich eingehüllten Christbaum, ihr hartpochendes Herz, ihre zogene Hoffnung mit den alten Dorfblinden bestandene Straße entlang. Weicher, sauberer Schnee glänzte auf den von Laternenlicht durchspaltenen Zweigen der stämmigen Bäume. Ueber allem Erdschimmer funkelten im unermesslichen Blau die Sterne, einer alle anderen überstrahlend und gleichsam führend zu ein Stern die goldene Herde.
„Mein „Weihnachtsstern!“ dachte Regine erregt und bewegt. Sie mochte den Stern gar nicht lassen. Wie ein wunderbare Anziehung war es.
Im leichtüberglühenden grauen Mantel, lang und schlank stand sie da. Und als sie die Blicke wieder zur Erde zurückwandte, sah sie ihn, ihren Mann. Quer über einen kleinen Platz kam er, als ob sie beide einander befehl hätten, auf sie zugehen. Sie sahen beide wie von einem elektrischen Schlag getroffen zusammen.
„Du bist es?“ sagten beide gleichzeitig.
Dann fuhr der Mann lebhaft und lauter fort: „Hast Du Zeit? Zeit für mich? Darf ich Dich fragen: Wo wollest Du hin?“
Ohne Zögern und Zagen gestand es Regine: „Zu Dir! Ich habe Dir heute am Heiligen Abend sagen wollen: Ich zürne Dir nicht mehr.“
Der Mann zog so tief den Atem ein, als wolle er mit der reinen kalten Luft allen Weihnachtsfrieden und alle Weihnachtserlösung in sich ziehen. „Und ich wollte zu Dir. Unaufhaltsam hat es mich getrieben. Heute ließ es sich nicht mehr abweisen. Ich muß mit Dir sprechen; es läßt mir keine Ruhe. Ich wollte mir heute am Weihnachtsabend Deine Verzeihung holen.“
Sie sah ihm groß in die Augen. „Verzeihung?“ fragte sie wie träumend in sich selber hinein.
„Daß ich Dir den großen Schmerz getan, daß ich Dir drei Jahre meines Lebens verbittert habe. Wie ein Naturereignis war jene Leidenschaft über mich gekommen. Ich habe vielleicht nicht allzu viel Schuld...“
„Rein — wirkliche Schuld habe ich, nur ich“, sagte Regine in einem Ton fräulicher Weichheit, wie er ihn nie von ihr gehört hatte. „Verständnislos und hart bin ich gewesen. Kannst Du, so schenke mir heute zum Weihnachtsabend Frieden!“
Lange, lange schritten sie auf den glühenden Schneefeldern, die sich zu ihren Füßen breiteten, unter den Sternschnitten hin — und her. Fröhlich zog er ihre Hand durch seinen Arm. So viel, daß sie gar nicht aufhören mochten, hatten sie sich zu sagen. Sprechen — nach so langem bitteren Schweigen — wozu ein Glück!
Ein immer größeres Frohlocken kam in ihre Herzen. Nichts war verloren. Alle Schuld gerollt. Friede kam. Sie waren wieder eins. Eine größere, eine höhere Liebe, als sie je vorher empfunden, flutete zwischen ihnen.

Die letzte Droschke.

Eine kleine Weihnachtsgeschichte von Walter Persch.
Häbreds, der Kutscher, hatte ja auch jeden Tag, wie viele seiner Berufsgenossen, eine Autotage bekommen können. Nach dem Ableben seiner Frau wollte er aber nicht mehr.
Als am Weihnachtsabend die Kirchenglocken in das Gewissen der Stadt hämmerten, erwachte Häbreds hie und da eine Führe und holperte in irgend eine Vorstadt. Schön war es nicht, gerade heute zu fahren. Aber besser als das gewohnte Nichtstun, als das schläfrige Fahren an einem Tisch, bis nach der Polzeistunde die Kraftdroschken alle unterwegs waren und der halbesündliche Bummel ihren Schlag auftrifft — besser war es doch. Vorne griff beinahe lustig aus, die Bewegung schien auch ihren müden Knochen gut zu tun. Aber nun hatte er wohl noch die letzte Fahrt des Abends gemacht. In den Fenstern sah man schon die Kerzen glimmen.
Häbreds wollte zur inneren Stadt abbiegen, er mußte eine Kirche umkreisen — hier stand wie verloren ein Mann, groß, gebeugt und sehr alt. Im Schein der Straßenlaternen wirkten Kleider und Schuhe vornehm, die Nase sprang hart hervor, und hierzu stimmte nicht so recht, daß seine Augen waren. Der Herr nannte in kurzem Ton eine entfernte Villenstraße als Ziel und verschwand im Dagenmitten.
„Bäh!“ sagte Häbreds, ließ die Bügel freundlich ermuntert mit einem dünnen Klack auf Vorgesetztes fallen, und wieder bewegte sich die Droschke, als sei sie überreift und Symbol einer verwehenden und vergehenden Zeit, vorüber an den schneebeladenen Laternen und über die leicht glitschigen Steine, auf denen das Pferd flug balancierte.
Die Häbreds so dahinfuhr durch die wie in Matte gepackte Stadt, da fühlte er wieder etwas vom winterlichen Zauber, wie früher oft auf späten Heimfahrten, wenn Frau und Sohn warteten.
In der Villenstraße glänzten hinter den Gardinen seidene Lampen. Aus einem Haus hörte man leisen, schönen Gesang. Häbreds kam es vor, als trappe sogar Lotte behutsamer — und dann hielt er mit einem Ruck. Sowas war ihm in dreißig Jahren, die er fuhr, noch nicht begegnet: Er hatte vergessen, die Nummerhölzchen zu beachten. Umständlich kletterte er vom Bod, wollte gerade auf eines der verzierten Gitter zugehen, als der Herr den Schlag auftrifft.
„Herrn halten Sie hier, Häbreds?“
„Entschuldigung, Herr — ich hab' verdrüsselt, nicht auf die Nummerhölzchen geachtet... ich seh', es ist noch 'n bißchen weiter. Ich hab' schon, aber — der Herr kennen mich?“
„Ja, Häbreds. Bin doch wohl hundertmal mit Ihnen gefahren. Nicht nur das, der Junge, der Oskar, als der groß war und wir unsern Wagen noch nicht hatten, ist immer mit Ihnen morgens in die Firma gefahren, jeden Tag. Häbreds. Bis zum Feldzug. Bei Herrn lag er, Häbreds, daher war seine letzte Karte gekommen. Wir saßen immerzu, stand darauf. Und Morgen ist Weihnachten, ob da auch geschossen wird?“ Das war die letzte.
„Das war Herr?“ sagte der Kutscher. „Also wissen Sie, Herr, wenn ich mich an keinen erinnere, den muß ich im Kopfe haben. War immer freudig, der junge Herr, und freudig glaub ich auch...“
„Na, das nicht gerade“, lachte es im Halbkreis, „aber ich konnte dem Benaal nicht mehr helfen, Häbreds.“

Die beiden Männer standen im Schnee, Lotte fröstelte ein bißchen. Da merkte Häbreds erst, daß der Gut des Herrn schon einen runden weißen Rand trug, als wollte er zur Mäskade fahren.
„Rein, ich, Herr. Meiner hieß Herrmann. Ein breiter Burche, der zwei Zentner mit einer Hand balancierte. Ihn haben die Amerikaner erwischt, er war der letzte Mann in einem Unterland. Nun, er ist wenigstens heil weggekommen aus dem Krieg, und nun lebt er drüben und schickt mir alle Monat ein paar Dollar von seinem Verdienst. Sier ist sein Bild, Herr, und das da, das kleine, das ist sein Junge... Er hat drüben ein braves Hamburger Mädel zur Frau bekommen.“
„Ja“, erklärte der Herr, „hier stehen wir im Schnee, Häbreds! Wollen Sie nicht den Abend zu mir kommen? Es ist alles so leer da, deshalb bin ich vorhin in der Kirche gewesen. Die Dienstboten feiern irgendwo in der Stadt, nur ich bin allein. Und Sie wohl auch. Sie müssen doch nicht gerade heute fahren?“
Da gingen sie nun nebeneinander her, der wohlhabende Herr und der letzte Droschkenfahrer der Stadt, zwei eine ame Vater am Weihnachtsabend, und neben ihnen durch den Schnee stapfte Lotte mit dampfenden Füßen die paar Häuserlängen weiter bis zum Hause des Fremden. Die Kerne bot warme Unterkunft für das Tier, die Droschke konnte im Garten stehen. Licht blühte auf in warmen weiten und gepusteten Räumen, aber Silke lag darin. Nur das Feuer in den Kaminen war Leben. Im Arbeitszimmer der Herrn wartete ein gedebter Tisch, und hinter ihm reichte sich eine Tanne.
Viel fragte Häbreds nicht. Er nahm sein Feuerzeug aus dem feuchten Rock, ließ es auffchnappen und steckte ein Licht nach dem anderen an, drehte am Schalter und tauchte das Zimmer in den Goldglanz des Kerzenlichtes, während der Herr sich zu schafften machte, bis sie bei einem einladenden Essen mit dampfendem Bruch saßen.
Eine Stunde oder so hatten sie geschwiegen, die Dichten waren halb heruntergebrannt, da erhob sich der Herr und dieser Herrlichkeit, ging an seinen Schreibtisch und brachte ein Bild:
„Das, Häbreds, ist der Oskar. Erkennen Sie ihn? Es könnte hier bei uns sitzen, wäre all dies nicht gewesen. Wir beide hätten uns nicht kennen gelernt, hätten uns nicht beide unter den Augen geguckt, Häbreds, wäre er nicht gewesen. An einem Tag wie heute ist er gefallen. Sehen Sie sich um: Was soll dies alles, was soll dieses Haus, was soll die Firma? Wenn ich von dannen gegangen bin, dann steht alles leer. Häbreds wollen Sie bei mir bleiben? Vielleicht schreiben wir dann Ihrem Herrnmann, seiner Frau und seinem Kind, daß sie sich dies hier mal ansehen und es einst aus unsel beider Hände entgegennehmen, wenn wir davongehen? Sagen Sie ja, Häbreds, Ihre Lotte soll es gut haben — denn ich bin — dann nicht mehr ohne Sinn auf der Welt!“
Häbreds war an den Baum gegangen, dessen erste Kerzen langsam verfladerten, und jetzt sagte er vor sich hin, ohne zu wissen, wie es eigentlich aus ihm hervorkam: „Friede auf Erden... und den Menschen ein Wohlgefallen — ja, Herr, aber wir wollen uns jeden Tag etwas Bewegung machen und auch der Lotte. Ich darf Sie doch ausfahren? Soust hat alles seinen richtigen Zweck...“

Wandernächte.

Stimme von Annette Raybould-Freiburg.

„Mensch, wie ich hungrig bin! Und die Füße — es geht bald nicht mehr.“
„Die Stadt ist nicht weit. Ich sehe schon die Lichter.“
„Die Stadt, mein Lieber, was nützt uns die Stadt?“
„Wir haben kein Geld.“

„Dreißig Pfennig. Ein Glas Bier und Brot.“ Er lachte. Der andere schaute zu ihm hinüber. Er konnte im Dunkel nur den blonden Haarschopf, die weißen Zähne und die hohe, schlanke Gestalt unterscheiden.

„Es lohnt sich wirklich nicht, mein Junge — kalt, müde, hungrig und keine Aussicht auf etwas Besseres.“

„Mut, Mut! Am Heiligen Abend ist alles möglich. Da gehen gute Geister um. Gleich sind wir in der Stadt.“

Zwei Wanderer, die, losgerissen vom großen Heer der Arbeitslosen, jetzt drei Monate lang zusammen von Ort zu Ort gepilgert waren und hier und da vorübergehend Beschäftigung gefunden hatten, Kurt Hartmann, blond, frischgebackener Doktor der Philosophie, und sein Gefährte Max Reinert, färbig und breiter von Gestalt, einige Jahre älter, Ingenieur, durch bittere Erfahrungen zum Pessimisten geworden.

„Nach einer halben Stunde, dann sind wir mitten in der Stadt!“ Max Reinert antwortete nicht. Er war zu müde.

Bald hatten sie die Vorstadt erreicht. Villen in Gärten standen zu beiden Seiten des Weges. Zwischen den Ästen der Bäume funkelten hier und da Lichterfenster. Die Allee war finstern und verlassen. Nur an einer Stelle fiel ein mütterlicher Schimmer quer darüber. Die Wanderer sahen in einem neu angelegten Garten ein hell erleuchtetes Haus. Die Fenster waren ohne Vorhänge oder Gardinen. Vom Gartentor konnte man in die Zimmer blicken.

„Schau Max, da steht wahrhaftig ein großer Christbaum im Saal, mit brennenden Kerzen. Ringsherum die Kinder. Ist das nicht allerliebste?“

„Sehr niedlich. Sie haben es gut, die kleinen Würmer.“

„Warum sollen wir es nicht auch gut haben?“

„Weil wir eben keine hübschen Babies sind, sondern ein paar Lumpenstücke, die weder Heim noch Geld noch sonst etwas besitzen.“

„Du, heute ist Weihnacht, ich wiederhole! Warum sollen wir es nicht auch gut haben lassen?“

„Ja, wenn zu dem Zweck ein Engel vom Himmel her erschienen würde. Du nicht so dumm! Wir müssen schauen, daß wir uns weiter schleppen.“

„Nein, ich will da in das Haus hinein.“ Mit rascher Entschlossenheit öffnete Kurt die Gartentür und schritt dem Eingang zu. Max folgte mit einem Achselzucken. Er war die tolle Streiche seines Freundes gewohnt, und in seiner Würdevollheit schenkte ihm alles gleichgültig.

Kurt klingelte an der Haustür.

Sie gingen weiter auf. Ein junges Mädchen hatte sie geöffnet. Im weißen Kleide, mit goldblonden Haaren und blauen, glänzenden Augen stand es da wie der leibhaftige Weihnachtsengel, von dem Max gesprochen hatte.

Die zwei jungen Männer starrten die Erscheinung an. Dann erholte sich Kurt, er war zu lange verlegen, und sagte: „Gnädiges Fräulein wollen verzeihen — wir sind aber hungrig, und die Weihnachtsglocken werden bald läuten.“

„Gnädig? Und drin gibt es so viel zu essen!“

Kurt nahm eine Karte aus der Westentasche und reichte sie ihr.

„Sie las: Dr. phil. Kurt Hartmann.“

„Und mein Freund ist Max Reinert, Ingenieur.“

Max schlug die Karten zusammen und machte eine tiefe Verbeugung. In seinen großen, dunklen Augen standen bittendes Leid und eine grenzenlos anhängliche Bewunderung. Das Mädchen wußte, wie gute, unselbstische Menschen solche Dinge instinktiv wissen, daß die zwei jungen Männer ordentliche Menschen waren, aus gutem Hause und nur durch unglückliche Verhältnisse heruntergekommen.

„Einem Augenblick.“ Sie schloß die Tür nicht ganz. Ein paar Minuten vergangen. Dann erschienen Vater, Tochter und zwei kleine Schwestern. Einen Augenblick mußten die Väterchen dem forschenden Blick der schärfer, grauen Augen standhalten, dann hieß es freundlich: „Kommen Sie nur herein.“

„Und zu unserm Christbaum“, fügte Annelies hinzu, den nurendem Blick ihres Vaters absichtlich übersehend. „Viellichte müßten Sie sich die Hände waschen. Das Badezimmer ist dort am Ende des Korridors. Auch eine Kleiderbürste werden Sie finden.“ Annelies mit dem Engelsgesicht schenkte sehr praktisch zu sein.

„Was denkst Du, Kind?“ schalt der Vater, als die zwei Fremden verschwunden waren.

„Es ist alles in Ordnung, Väterchen“, schmeichelte der Liebhaber des Hauses, „das Christkind hat sie gesandt.“

„Eine halbe Stunde später standen die zwei jungen Freunde unter dem Christbaum. Ihre Gesichter strahlten von Freude und innerer Genugtuung.“

„Hast Du nicht gesagt, daß um die Weihnachtzeit Wunder geschehen?“ hatte Kurt im Badezimmer mit seinem Kopf halb unter Wasser geküffert.

„Ja, es war wie ein Wunder. Gewirrt von einem Mädchen im weißen Kleide, einem Mädchen mit Namen Annelies.“

Die zwei jungen Männer schauten sich unter diesen fremden Menschen an. Als Familienmitglieder jangen sie beim Christbaum mit, saßen beim Abendmahl und gingen mit der kleinen Familienprozession in die Mitternachtsmesse. Zu guter Letzt schliefen sie unter demselben Dach wie das wunderbare Fräulein Annelies. Kurt Hartmann war außer sich vor Freude. Er konnte kaum schlafen.

„Hast Du nicht gesagt, Du griesgrämiger alter Pessimist?“

Max Reinert antwortete wieder nicht. Er war merkwürdig still. Aber seine dunklen Augen glühten. Sie hatten Feuer gefangen, als sie einmal unversehrt den blauen Augen Annelieses begegneten. Wie, wiewoherwegene Träume und Hoffnungen fliegen in Max auf, als er sich erinnerte, wie die schweren, weißen Augenlider sich senkten und eine zarte Note in Stirn und mit mildem, bitterem Lächeln in die Wirtin starrte zurückkommend.

Zeitig am nächsten Morgen standen die zwei jungen Freunde reifefertig vor dem Hausherrn, um ihm ihre Dankbarkeit auszusprechen. Groß war ihr Erstaunen, als der kluge, etwas vorläufige Mann sie einlud, auch den zweiten Weihnachtstag in seinem Hause zu verbringen. Sein Blick ruhte dabei forschend und wohlwollend auf Max Reinert.

„Jünger Mann“, sagte er, „ich habe einst einen Schulfreund, der Reinert hieß, Fritz Reinert. Von der Schule gingen wir zusammen auf die Universität. Später kam ich weit fort und habe nichts mehr von ihm gehört. Es kommt mir vor, daß Sie sein Sohn sein könnten. Ihre Augen, ihr ganzes Wesen erinnern stark an ihn. Wenn Sie der Sohn meines Freundes sein sollten, könnte ich Sie nicht einfach so weiter lassen.“

Anneliesens Augen leuchteten. Ihre Mutter neigte etwas vorlegen den Kopf.

„Ich habe hier einen Brief von meinem Vater“, sagte Max ganz leise. „Er ist vor zwei Jahren gestorben.“

„Er ist es! Ich kenne seine Schrift genau. Schreiben Sie nur hier, mein Freund! Schreiben Sie, bis wir Ihre Antwort geheißen haben! Und Ihre Kamerad muß auch ein paar Tage bleiben.“

„— Ja, ja, das ist eine schöne Geschichte. Ich bringe Dich her, — ich schreibe für Dich Christbaum, Essen und Fett, und jetzt bist Du hier als Sohn des Hauses. Hast sogar das Herz das Hausengel erobert. Und ich? Was soll ich jetzt aus mir werden? Glaubst Du etwa, daß ich nicht auch in das Mädchen verliebt bin?“

„Nicht ganz, Kurt?“ Max sah seinen Freund etwas verwirrt an.

„Nicht gar so ernst. Ich werde nicht daran sterben.“

„Aber so blonde Füße würden überhaupt nicht gut zusammen passen. Ich gönne Dir Dein Glück vom ganzem Herzen.“

Das Tannenweiglein / Weihnachtserzählung von E. Viebig

Ich gehe, mein Entschluß an der Hand, hinaus vor den Ort, in dem ich wohne. Unter mir das Getöse der Weltstadt, die allabendlich einen grau-rötlichen Schimmer zum Himmel hinwuschelt als Zeichen, daß in ihr Hunderte und aber Hunderte von Essen rauchen, der Dunst von Tausenden von Wohnungen und Straßen, von Millionen von Menschen über hohe Dächer kriecht und das Nachtgroll der Wolkenbede mit einem fahlschimmernden Dunst wie den einer fernen Feuersbrunst umhüllt. Dem Himmel sei Dank, hier draußen gibt es noch Gärten und Acker, ein wenig Wald und Stille, und es gibt noch Sterne, zu denen man aufblicken kann, ohne fürchten zu müssen, unter die Räder eines fahrenden Autos zu geraten. Auch die Straße hier, über die ich jetzt gehe, wird viel befahren, aber es gibt doch Atempausen im Rauschen und Rollen; dann ruht sie still unter ihren Bäumen. Und ich gehe verunken in meine Gedanken. Leider sind sie nicht heiter, denn die Zeit ist ernst: wer Augen hat zu sehen, der sieht die Tage schwer beladen dahinkriechen, ein jeder von ihnen trägt seine Last auf dem Buckel, so wie der arme Mensch, der bessere Tage gekannt hat, der unter der Last ungewohnter Arbeit leidet und der froh sein muß, wenn er überhaupt etwas zu arbeiten hat. Meine Stirn zieht sich finster zusammen: ach, Arbeitslosigkeit überall! Das Gespenst der Not sehe ich wie Nebel über die Felder schleichen; es zieht sich graulichpeinendes langes Gewand über die frohstehende Winterflur, das man deren festes Grün nicht mehr sieht. Und blickt dort aus dem Wald zwischen den Kiefernstämmen nicht der Geist der Unruhe mit funkelnden, drohenden Augen zu mir her? Schon hebt er die Hand, er heßt: Auf, auf — bei, Bruder gegen Bruder — er heult mit dem Wind.

Das warme Handchen, das sich so vertrauensvoll in meine Hand schmiegt, fühle ich nicht mehr, auch das beständige Blaudern des kleinen Mundes nicht mehr, nicht aus den schweren Gedanken — dieser Vierjährige ist ja noch so nah dem Erdboden, und ich bin schon solange aus ihm herausgewachsen — das Kinderstimmchen dringt nicht verständlich heraus bis zu meinem Ohr. Blicke aber auch nicht auf das kleine Handchen, es will sich losmachen, laßt auf der Kniee: „Oma, da, da!“ und zerrt mit mir aller Gewalt in die Mitte der Straße.

Was liegt denn da? Ein Tannenweiglein. Ein kleines Weiglein ist es nur, ein Gärtners hat's wohl verloren, der Tannenweiglein zum Zünden in einen Garten trug. Noch ist es nicht zertritten und nicht beschmutzt, wie eben erst vom Baum gekommen, so liegt es da, frisch und rein und grün, und als das Kind es aufhebt und jubelnd zu mir emporreicht: „Weihnachten, Weihnachten, der Weihnachtsmann hat's verloren!“, da strömt das Tannenweiglein einem Duft aus, der so süß und so frisch ist. Ich halte das Tannenweiglein vor mein Gesicht und schließe die Augen. Ich fühle ein wie eine große Hand, die mich nicht wie ein ganzer, ein großer Baum? Wie der Weihnachtsmann, den meine Kindheit einst bis zur Zeit des Todes des Vaters sah — nein, noch viel höher hinauf, bis empor zu den Sternen — der seine Kette, mit strahlenden Lichtern besetzt, weit breitere über die ganze Welt. Das Handchen des Kindes wird mir zur fühlenden Erinnerung, leise kommt die und bringt mich fort aus dem Grau der Gegenwart; an weicher und warmer Hand leitet sie freundlich mich zurück um Jahre und Jahre.

Es war in Düsseldorf in meiner Kindheit. Ich war ein kleines Mädchen in bunten gefütterten Wollröckchen, mit einem Zornstein auf dem Rücken und blonden Zöpfchen unter einer mit Schwan umrandeten roten Kapuze. Täglich machte ich einen Umweg an der großen Kaserne vorbei.

Im Winter 1870/71 war es sehr still auf ihren Gassen, kein Lauter von mehr, die Kaserne war ja jetzt geworden ein Krieges- und Franzosen. Meine Mutter pflegte dort, und wenn ich über die todstillen Gassen rannte, durch die noch ungelächterte Kasse riefenden Gänge huschte, dann zitterte ich nicht nur vor Winterkälte — „Undersagen ist der Eintritt verboten“, aber auch nicht nur vor Angst, nein, vor Aufregung. Denn ich wollte nicht bloß meine Mutter besuchen, ich wollte die Franzosen sehen, die Spahis, die Turcos, die Juden; meine Mutter hatte welche auf ihrem Hof.

Aber meine Mutter erlaubte mir nicht, in die Krankenzimmer zu gehen: „Schnell, schnell nach Hause! Mach Deine Schularbeiten. Irst auch an Deinem Strumpf — zehnmal herum.“

Wenn ich heute Abend komme, will ich sehen, ob Du nicht wieder Maschen hast fallen lassen. Hörst Du?“ und sie hob mahnend den Finger.

Ach, ich habe gewiß viele Maschen fallen lassen! Denn meine Gedanken waren nicht beim Stricken, und meine Augen blickten über die von meinem mühseligen Kinderweh schon ein wenig rostig gewordenen Nadeln weg, immer hin nach der Kaserne, in der ich die Turcos und Spahis so gerne gesehen hätte, diese graulichen Wesen, schwarz gebrannt von den heißen Strahlen der Sonne in ihrer Wüste. Die beteten auch nicht zu Gott, die riefen zu Allah — „Allah, Allah“, das war so unheimlich!

Endlich ging mein Wunsch in Erfüllung. Auch in der Kaserne bei den Verwundeten sollte Weihnachten gefeiert werden. Wenn die Mutter abends nach Hause kam — ich sehe noch heute ihr liebes erschöpftes Gesicht — dann ging sie noch lange nicht zur Ruhe. Ihre vom Frost, durch das Tragen von Suppennapfen und Verbandzeug in eisiger Winterkälte über die Hüfte, die und rot geschwellten Finger schnitten Ketten aus buntem Papier, vergoldeten Äpfel und Nüsse, knüpften grüne Wollfäden an Spelatschmücken und -fäulen, an eiserne Kreuze aus Marzipan mit Schokoladenkugeln und an Lebensbäume mit trostlichen Sprüchen darauf. Alles fürs Lazarett. Und ich durfte helfen dabei, nicht nur aufsehn, nein, helfen. Ich, dessen Väterchen, das ich doch wunderlich! Und während wir anbanden, klebten und fleisterten, sang sie mit mir die alten und doch so jungen Weihnachtslieder, die, selber ewig jung, auch andere jung machen; sie erlangten in unserm Stübchen. Und sie lehrte mich ein schönes Gedicht, das Gedicht vom Wunder der Weihnacht, das sollte ich unterm Weihnachtsbaum herlesen in der Kaserne, mit meiner hellen Kinderstimme den Männern, die nur mühselig um Krücken sich fortbewogen, die einen leeren Rockärmel herumhängen hatten, einen Stumpf in Händen trugen oder noch totaler in den Betten lagen, das ewig köstliche Weihnachtswunder verkünden. Ach, ich konnte es ja gar nicht erwarten!

Und endlich, endlich war er da, der erleuchtete Abend! Nun würde ich heut auch die Wunden sehen. Aber wo waren die Spahis, die Turcos, die graulichen Wesen? Ja, die da, die waren es wohl! Sie trugen ihre bunten Kappis, die Quaden ihre besetzten Gassen, und einer sah dort in der Ecke, fest in einen weißen Bärbusch gehüllt, er schüttelte sich vor Frost; und er sah mit großen sehnsüchtigen Augen in den warmen Glanz der Lichter am Weihnachtsbaum. Der hatte wohl noch nie so einen zu sehen bekommen? Ich starrte ihn an, ganz verwundert: böse? Ach nein, nur traurig. Ich sah ihn so lange an, bis auch er mich ansah — ein plötzliches Lächeln erhobte da sein Gesicht, er freute die Arme über der Brust und verneigte sich tief, dreimal, fast bis zur Erde. Nie er „Ach, Allah!“ Ein deutscher Landwehrmann setzte sich zu ihm. „Wie geht's Dir? Schön das da? Was?“ und er zeigte gerührt nach dem Lichtbaum. Das macht einem's Herz weich. Kamerad, man kriegt's mit der Sehnsucht.“ Er fuhr sich dabei über die Augen. Der hatte zu Hause gewiß Kinder, an die dachte er jetzt.

Meine Mutter trat heran, ich hörte sie sagen: „Schmitz, führen Sie doch den Mann jetzt fort, es ist genug für ihn, er hat wieder mehr Fieber.“ Und ich sah die beiden von dannen gehen, der Landwehrmann schmitz führte den Mann sorgsam, so wie ein Vater sein krankes Kind führt.

Was das nun noch Feinde? Waren sie überhaupt nie Feinde gewesen? Ich waren sie es sicher nicht mehr. „Kriech an Erden und den Menschen ein Wohlgeschaffen“ hatte der Engel gesprochen. Und alle Jahre kam ich ein Engel wieder nieder zur Erde und veränderte das. Daran glaubte ich fest. Und mein Herz fühlte eine solche Befriedigung, eine solche überfliegende Freude, daß ich lange und fröhlich wie eine Spindel die Fäden der Fäden in das Licht trug. Ich hüpfte an der Fäden meiner Mutter, als ich nach Hause ging — o nein, nein, ich war noch nicht müde, noch lang nicht, noch lang nicht. Weihnachten, Weihnachten, Weihnachten ist gar zu schön! — Oder was war es, das mich selig machte, so trunken vor Glück?

Ich wußte es damals nicht. Aber jetzt weiß ich's: Das Friede auf Erden!

Am 23. Dezember hatte der Milos Jovancic, der Nachbar des Peter Rostisch, jenseits der Grenze einige Geschäfte zu erledigen und fuhr im Laufe des Nachmittags mit seinem Fuhrwerk gerade gegen die Grenze zu, als er plötzlich vor sich auf der Straße die künftige Frau seines Nachbarn erblickte. Die Juliska prangte in ihrem feinsten Feiertagsstaat, im blauen weichen, weißbunten und kunstvoll bestickten Hemde und bunten, wippenden Röcken und trug auf den Armen ein gewaltig großes, farbiges Stiefchen, das sorgfältig mit einem dicken Schleier überdeckt war. Eine kleine, über einen Kopf führende Goldbrille bildete hier die Grenze, an der die polkischen Wägen standen. Und gerade auf dieser Brücke holte Milos Jovancic die schwarze Juliska ein.

„Was hast Du denn da, Mädel?“ fragte er, neugierig auf das mächtige Mädchen deutend.

Juliska lachte, daß man ihre weißen Zähne sah, und drückte das Stiefchen an sich. „Du bist — ich bin bloß Jovancic, mein süßes kleines Jovancic!“ — „Dein Jovancic? Was soll denn das heißen?“ forschte der Bauer höchst erstaunt. „Aber Juliska, blindele mir spitzbübisch zu ihm empor!“

„Ja, ich überredung und Weihnachtsgesicht für meine Peter.“ Dann ging sie, als der Grenzer sie passieren ließ, eilich ihren Weg weiter.

Milos Jovancic aber hieb auf sein Pferd ein und saute in höchster Eile nach Hause. Denn diese seltsame Neuigkeit konnte er unmöglich für sich behalten. Die mußte er seinem Nachbarn, dem er ohnehin nicht recht grün war, doch als erster beibringen! Eben als Milos über die Dorfstraße zu: „He Nachbar, hast Du meine Juliska nicht getroffen?“

„Freilich hab' ich das“, schmunzelte Jovancic. „Aber sie kommt nicht allein.“

„Nein — nicht allein?“

„Nein, sie hat ein großes Weidwieschen bei sich und darin ihren kleinen Jovancic, als Weihnachtsgabe für dich.“

„Du, der Bauer lachend und bog rasch zu seinem eigenen Hof hinüber.“

Peter Rostisch stand kopfschüttelnd da und wußte nicht, was er denken sollte. Seine Wägen umdickerte sich aber noch beträchtlich, als eine Stunde später Juliska mit dem Stiefchen auf den Armen die Straße heraufkam und er einsehen mußte, daß der Nachbar die Wahrheit gesprochen hatte. Er blieb, wo er war, sah seiner Juliska finsternen Blickes entgegen, und als sie näher kam, herrschte er sie an, auf das Stiefchen deutend: „Juliska, was soll das heißen?“

„Wirft Du gleich was, was das ist“, lachte die Juliska mit blühenden Zähnen und ging unbekümmert ins Haus. Peter folgte ihr und fragte noch einmal den Kind: „Juliska, was soll das bedeuten? Was ist das für ein Kind?“

Das schwarze Mädel aber lachte nur, legte das Stiefchen mitten auf den Boden und begann es aufzuwickeln. Der Schleier flog zur Seite, ein farbiges Stiefchen, ein rosiges Weidwieschen kam zum Vorschein, ein Weidwieschen, das unten einen gepalteten Hals hatte. Und zwischen all den bunten Beinen lag ein friedlich schlafendes fettes — Ferkelchen auf dem Tisch. Peter Rostisch hatte wie entsezt darauf. Juliska aber sagte ihm am Haarschopf und lachte: „Na, Peter, schlechte Mann, hast Du natürlich gleich erkannt, was das ist.“

Weihnachtslegende.

Von Hans Bethge.

Das Kindlein lag in der Wiege,
Lächelnd auf düftigem Stroh;
Die Tiere im Stalle schwiegen,
Sie ängstigten sich so.

Drei Könige nahen aus Eiden
Mit Gaben aus purem Gold,
Sie legten die Gaben zu Füßen
Des Kindes Wundergold.

Dann brachten die armen Hirten
Von Felde Blumen daher;
Als sie das Gold erblickten,
Verzagen sie gar sehr.

Wir können nur Blumen schenken,
Reichtümer haben wir nicht,
Was soll das Kind von uns denken,
Unsre Gaben sind allzu leicht.

Da neigte das Kind in der Krippe
Zu den Wohlwollenden sich
Und führte sie an die Lippen
Und küßte sie inniglich.

Seit jenem Kusse tragen
Auf den Feldern in jedem Land
Die schlafenden weißen Blüten
Ihren zarten rosa Rand.

Ist aber gar ein Schlimmes, ist unser Weihnachtsbraten,
allerhöchste Schand, was ich selbst hab' aufgezogen.“
„Warum hast Du es denn in ein Weidwieschen gesteckt?“
fragte Peter, der sich erst allmählich von seinem Erstaunen zu erholen begann.

„Was soll ich erst hohe Roll zahlen? Roll ist teuer. So!“
ich also Schweinde eingekoben a Kisse Brantwein, damit
es ruhig ist und fest schläft, und es im Stiefel über Grenz
getragen.“

„Warum aber hast Du denn zu Nachbarn gesagt, es
wäre Dein süßer kleiner Jovancic?“

„No — soll ich vielleicht sagen, ich hab' Schweinde im
Stiefel, wenn Grenzer danebensteht und Ohren spitzt?“ meinte
Juliska entrüstet.

Da lachte der Peter Rostisch hell auf, umfachte sein
schwarzes Mädel und wirbelte es durch die Küche. Und auch
die alte Bäuerin, die humpelnd gekommen war und die Sache mit-
angehört hatte, nicht befallig. Am anderen Abend aber, als
der Badmal im Herdfeuer glühte und die ganze Familie in
der mit Stroh ausgelegten Stube beim festlichen Mahle lag,
erzählte sie jedem, der es nur hören wollte, wie glückselig und
zufrieden sie über die Wahl ihres Sohnes sei. Eine flügere,
schickigere und unmissigere Schwägerin als die schwarze
Juliska könne sie niemals bekommen.

Zwei finden den Weihnachtsmann.

Eine Weihnachtsgeschichte

von Hanns W. Kappler, Oberschreiberbau.

Fiebernd und von freudiger Erwartung erfüllt standen
Jise und Annelies vor den ein wenig geheimnisvoll lächelnden
Etern. „Dürfen wir noch nicht in das Zimmer?“

„Nein, Kinderchen“, erklärte die Mutter. „Das Beste
für Euch neugierige Mädel ist gewiß ein kleiner Spaziergang
auf die Straße. Bleibt dabei aber hübsch brav vor der
Haustür und schaut, ob Ihr hinter den Fenstern der Nach-
barhäuser einen Weihnachtsbaum im Lichterglanz entde-
cken könnt! Inzwischen werden wir fern auspacken, was der gute
alte Weihnachtsmann Euch geschickt hat, nicht wahr?“

Jise und Annelies schlüpfen gehoramt in ihre warmen
Mäntel und schritten dann, ein wenig zögernd noch, die
Treppen abwärts. Langsam traten sie auf die Straße hinaus
und wanderten Hand in Hand vor dem Hause der Eltern auf
und ab.

Die Kinder lugten neugierig zu den erleuchteten Fen-
stern der Häuser empor, und ein verhaltener Jubelruf
entschlüpfte ihrem Munde, wenn sie hier und da zwischen
nicht völlig geschlossenen Fenstervorhängen den flimmernden
Kerzenschmuck eines Tannenbaums zu entdecken ver-
mochten.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als auf der
einfamen Straße die Gestalt eines Mannes auftauchte. Jise
und Annelies drückten sich schon in eine Nische der Haustür.

Nur langsam kam die gebeugte Gestalt näher, um
schließlich unweit der beiden Mädchen stehen zu bleiben. Der
Mann schien nicht bemerkt zu haben, daß er nicht allein auf
der Straße war. Er hob das bärtige, zerfurchte Gesicht und
schaute lange und unverwandt in den nachtschönen, funkelnden
Sternenhimmel. Seine Lippen bewegten sich, aber kein Laut
kam aus dem Munde des Mannes.

Annelies drückte sich fester an ihre Schwester. „Er betet
gewiß“, flüsterte sie bebend, und ihre Augen waren groß
und erfüllt von dem weihnachtlichen Geschehen.

„Nein, ihren Blick nicht von dem einfamen Manne
lassend.“

„Ob es vielleicht gar — der Weihnachtsmann ist?“
fragte Annelies von neuem.

„Wollen wir ihn fragen?“ gab Jise zurück.

„Ja!“ rief Annelies frohlockend aus und flüchelte vor
Freude in die kleinen Hände.

Der Mann war erschrocken zusammengefahren und
mochte, in seiner Andacht so jähl gestört, rasch davon eilen,
als ihn vier Kinderhände an seinem Rock ergriffen. „Wir
haben ihn — wir haben ihn — den Weihnachtsmann!“ rief
klein-Annelies jubelnd.

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte der Greis nicht un-
freundlich und fuhr sich mit der zitternden Hand über die
müden Augen.

Annelies richtete sich auf ihren Beinen empor und schaute
vertrauensvoll und zuversichtlich zu ihm auf: „Gelt — Du
bist der Weihnachtsmann?“

Aber sie wartete vergebens auf eine Antwort. Der
alte Mann schien mit sich zu kämpfen. Die großen Kinder-
augen waren so voller Hoffnung auf ihn gerichtet, daß er
sich fühlen mochte, wie schwer ein Stein der Kinder Seele
treffen mußte.

„Bist Du der Weihnachtsmann?“ fragte nun auch Jise
ein wenig drängelnd.

„Ja, Kinder“, antwortete der Mann endlich mit rauher,
etwas spröder Stimme, in der ein verhaltenes Leben war.

„Und wo hast Du den Ort mit den vielen Äpfeln und
Nüssen?“ wollte Annelies wissen.

„Ich — ich — habe alles verschrenkt und — habe jetzt
— nichts mehr.“

„O —“, rief Jise bedauernd, „dann hast Du wohl selbst
auch nichts mehr und bist gar hungrig?“

Der Greis schüttelte, unfähig zu einer Antwort, heftig
den Kopf, aber da hatten schon zwei kleine Mädchen seine
Hände ergreifen und zogen ihn durch eine Haustür, zogen
ihn beharrlich einige Treppen hinauf, bis sich eine Tür rasch
öffnete.

„Mutti! Wir haben ihn! Wir bringen den Weihnachts-
mann“, riefen die Mädchen triumphierend, und in ihren
glänzenden Augen war eine helle, schöne Freude.

Schuldenslang standen die Eltern erschrocken, dann aber
gewahrten sie in dem eisernen Bart des alten Mannes, der
seine Hände zu Boden senkte, hielt, einige schimmernde
Tropfen. Von neuem reichten sich, dem Einfamen zuwei-
wendend, die Hände.

„Komm, tritt ein, Weihnachtsmann!“ sagten leise zwei
große Kinder, die schon lange, lange nicht mehr — an den
Weihnachtsmann geglaubt hatten.